



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kapitel von der Narrheit : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

erhebt neuerdings Zetergeschrei gegen die Anwendung dieses Wortes, aber es giebt kein andres Wort, das den Nagel so auf den Kopf träfe.

Da Lies Roman sowohl seiner Erfindung als der sorgfältigen, im einzelnen höchst lebendigen, anschaulichen und stimmungsvollen Ausführung nach zu den besten Büchern seiner Art zählt, und da der Verfasser durch frühere Produktionen berechnigte Anerkennung erworben hat, so giebt das Buch auch Anlaß genug zu allgemeineren Betrachtungen. Es ist leicht wahrzunehmen, daß Lies Talent im Einfachen, wir möchten beinahe sagen im Idyllischen, jedenfalls im menschlich Sympathischen und Rührenden seine stärksten Wurzeln hat. Sieht man nun, wie ein solches Talent Schritt für Schritt in die Schilderung des Dämonischen, in die manierirte und pessimistische Wiedergabe der Nachtseiten des Lebens hineingedrängt wird, so ermüht man erst die volle Stärke der Zeitstimmung und der herrschenden literarischen Mode, die man vergeblich mit dem vornehmern Namen eines Stils bezeichnet. Sie gehört nicht zu den Naturen, die in aller Zeit und unter allen Umständen ihren freien und eignen Wuchs behaupten. Der Odem der Zeit berührt solche Talente stark und giebt schon ihren ersten Schößlingen Richtung und Rinde, auch wenn die Wurzeln echt sind. Vor einem Menschenalter würde der Norweger von Dickens beeinflusst worden sein, heute ist ers von Turgenjew und Daudet und natürlich von seinem Landsmann Ibsen. Es ist aber wichtig, daß trotzdem ein Stück eignen Lebens und eignen Empfindung mit zu Tage kommt, und das läßt hoffen, daß die seltsame Mischung äußerlicher und innerlicher Meisterschaft, die uns in dem Roman „Großvater“ entgegentritt, nicht immer dieselbe bleiben, sondern vielleicht einmal die innere zum Siege gelangen wird. Denn eine gewisse Virtuosität erzählender Technik, die natürlich auch den Romanen Lies eigen ist, scheint doch so sehr Gemeingut geworden zu sein, daß man auf sie keinen Wert mehr legen kann. Um so höhern legen wir auf die Regungen eines tiefern Lebens und einer reinern Erkenntnis, die in dem Dunkel dieses Romans die Silberblicke abgeben.



Ein Kapitel von der Narrheit

(Schluß)



ie Eitelkeit, die wir in der Kleidermode am Werke sehen, ist überhaupt der Stamm, an dem die meisten närrischen Früchte wachsen. Denn einmal ist das Zagen und Haschen nach vergänglichen Gegenständen, das ihr Wesen ausmacht, so allgemein verbreitet, daß sich fast kein Mensch völlig frei davon weiß, und da ferner gerade deshalb jeder darauf rechnen kann, daß, wenn er eine oder die andre der schimmernden Seifenblasen erhascht, er auf seine Mitmenschen Eindruck macht und wohl gar ihren Neid erweckt, so giebt das seinem Egoismus eine um so kräftigere Anregung, nach jenen Glücksgütern zu trachten, zumal da es im allgemeinen nicht so schwer ist, sie zu erlangen, wie die echten und wahren, wenn

es auch manchmal Unruhe und Ärger genug kostet. Ist er dann am Ziele und wird von den andern bewundert und beneidet, dann kann das sogar die Wirkung haben, daß er in seiner eignen Achtung steigt, was ein unsägliches Wohlbehagen hervorbringt. Mancher freilich, der nach Früchten gesucht hat, überzeugt sich zu seinem Mißvergnügen, daß er nur Schalen in der Hand hält; aber viele andre sind mit solchen Schalen ganz zufrieden, sie freuen sich innig über das angenehme Außere, womit sie die Natur nach der allgemeinen oder auch nur nach ihrer eignen Meinung ausgestattet hat, über den Rang, den Titel, den Orden, der ihnen zuteil geworden ist, über den vornehmen Umgang, den sie gefunden haben, und sie schreiben dergleichen eine sehr große Steigerung des Werts ihrer Persönlichkeit zu. Diese glückliche Gemütsverfassung ist das, was man Eitelkeit im engern Sinne nennt, und sie braucht nur in Worten oder Handlungen zum Ausdruck zu kommen, um die allbekannte Erscheinung des eiteln Narren zu enthüllen.

Ein Tropfen von seinem Blute rinnt wohl auch in den Adern der sogenannten Bergsezen, die ihre Lebensaufgabe darin finden, die höchsten Spitzen in der kürzesten Zeit zu erklimmen. Zwar kann das Verlangen, die körperliche Kraft und Gewandtheit, sowie den Mut und die Ausdauer, die dazu nötig sind, zu bethätigen und zu üben, an und für sich gewiß nicht als närrisch bezeichnet werden; da es aber hier für einen Zweck geschieht, der weder wissenschaftlicher, noch sittlicher, überhaupt nicht vernünftiger Art ist, so läßt sich den Bergsezen der Vorwurf der Narrheit nicht ersparen. Wer sie beobachtet hat, muß allerdings zugeben, daß sie dem Publikum gegenüber von ihren Großthaten wenig Aufhebens machen, sich also insoweit von Eitelkeit frei zeigen; aber in dem verhältnismäßig kleinen Kreise der Genossen von der Kraglerzunft suchen sie die Befriedigung ihres Ehrgeizes; da werden sie eigentlich auch allein verstanden und nach Gebühr gewürdigt, und da sonnen sie sich in dem Ruhme, die kühnsten Bergsteiger zu sein, und nähren von diesem Ruhm ihr Selbstgefühl. Es mag ja auch vorkommen, daß einer oder der andre selbst auf diesen Ruhm keinen Wert legt; dann kann ihn nur das Motiv treiben, seinen Willen gegenüber unüberwindlich scheinenden elementaren Schwierigkeiten durchzusetzen und mit der Gefahr zu spielen. Denn um heilsame Gymnastik in ausreichendem Maße zu treiben, braucht er doch nicht lebensgefährliche Bergbesteigungen zu unternehmen. Und wie soll man dann sein Thun und Treiben anders als närrisch nennen, wenn man nicht gar annehmen soll, daß es sich um eine Gemütsstörung handle? In der That wird man zu einer solchen Annahme bisweilen fast gewaltsam gedrängt. In einem Berichte, den ein Mitglied des deutsch-österreichischen Alpenvereins im 24. Bande der Vereinszeitschrift über eine von ihm im August 1892 zuerst und ohne Führer unternommene Besteigung der bis dahin für unbezwinglich gehaltenen Nordwestwand des Groß-Benedigers erstattet hat, heißt es wörtlich: „Ich war mir klar bewußt, daß ich die Gefahr zur vierten Potenz erhob, wenn ich nicht angeseilt und allein des Nachts ein verwickeltes Klutnetz nach mächtigem Neuschneefall durchschritt.“ Dann weiter: „Den Pickel ließ ich unausgesezt tastend vorgreifen und rechts und links bohren; das Knie hatte ich gebeugt, den Oberkörper fast horizontal gelegt, alle Nerven fieberhaft angespannt. Und wenn ich dann mit dem Bein dennoch plötzlich versank, ohne sogleich zu wissen, ob es das aufklaffende Grab sei, da packte mich das Grausen, als würde mir ein Spiraldraht durch mein Rückenmark gerissen — aber blickschnell hatte ich mich mit breiten Armen aufs Antlitz geworfen, und leise tastend schob ich meinen Leib aus dem unheimlichen Rachen. Endlich kam es sanfter. Mögen sie mich übrigens nach Lust verkeßern, die langweiligen Theoretiker und Moralisten

des Alpinismus: ich stehe im Dienste eines höhern Herrn als der alpinen Theorie, ich gehorche der geheimnisvollen Stimme, die aus meinem Unbewußtsein herauf-tönt, heute drängend, morgen hemmend.“ Nachträglich bemerkt der Erzähler noch, daß er das mit Schnee angefüllte Kluftritz ebenso gut hätte vermeiden und umgehen können, sodaß er sich also den beschriebenen Gefahren ganz überflüssiger Weise ausgesetzt hat. Ist eine solche Handlungsweise nicht etwas ganz anderes als gesunde Narrheit? Sie zeigt, wohin diese führen kann, wenn sie zu weit getrieben wird. Bei gefunden, widerstandsfähigen Naturen ist übrigens die Gefahr einer solchen krankhaften Ausartung nicht groß: sie machen das tolle Treiben mit, aber es hat ihnen nichts an, sie gehen unverfehrt daraus hervor und wundern sich manchmal später, daß sie solche Narren gewesen sind.

Das kann man auch auf andern Gebieten beobachten, wo sich der menschliche Wille in einer Weise regt, der zu folgen der grübelnden Vernunft nicht immer gelingen will. Wie benutz er z. B. die sogenannte akademische Freiheit, die dem jungen Manne aus den gebildeten Kreisen winkt, wenn er die Schuljahre glücklich hinter sich hat? Es ist die Blütezeit des Lebens, in die er dann eintritt, eine Zeit, wo der leicht empfängliche Geist und das jeder Regung zugängliche Gemüt des Jünglings die Samenkörner aufnehmen sollen, aus denen sich später die Frucht entwickelt, die ihn befähigen soll, den Lebensaufgaben des Mannes gerecht zu werden, eine Zeit also, deren Gehalt die Grundlage für das ganze künftige Leben bildet, und die deshalb unendlich kostbar, und um so kostbarer ist, als sie nur ein paar kurze Jahre umfaßt. Und wozu werden diese verwendet? Um mit einem Kostenaufwande, der manchmal später hinreichen muß, den Mann samt seiner Familie zu unterhalten, mit Eifer und Anstrengung in den strengen und mit unerschütterlichem Ernste beobachteten Formen des Kommentärs unermessliche Massen von Bier zu vertilgen, die für das praktische Leben wenig wichtige Kunst des Fechtens zu erlernen und zu üben, dabei sich gegenseitig die Gesichter zu zerschneiden, wenn es das Unglück will, auch zu verstümmeln, und sie in langwieriger Kur immer und immer wieder auszuheilen. Und während dessen liegt das Leben sozusagen im Sonnenschein, der Frühling lacht, und die Schätze der Wissenschaft warten darauf, von dem frischen Geiste des Jünglings gehoben zu werden. Ja, sagt man, der junge Mann muß erzogen —, sein Charakter muß ausgebildet werden. Nun, es mag dahingestellt bleiben, ob ein junger Mann von guter Familie nicht schon aus dem Elternhause und der Schule soviel Erziehung mitbringt, daß er imstande ist, sich durch Selbsterziehung weiterzuhelfen und seinen Charakter selbst auszubilden. Bei vielen läßt sich das sicher annehmen, und die Erfahrung bestätigt es, daß sich mancher schon auf diesem Wege zu einem harmonisch durchgebildeten, männlichen Charakter entwickelt hat. Aber es mag zugegeben werden, daß es für andre, um dieses Ziel zu erreichen, notwendig oder wenigstens nützlich ist, in einen festgeschlossenen Kreis von Alters- und Berufsgenossen einzutreten, wie ein solcher z. B. jedes Offizierkorps mit seiner dienstlichen und außerdienstlichen Disziplin ist, in dem der junge, eben der Schule entwachsene Offizier seine Erziehung für das soziale Leben vollendet. Daß aber für den gebildeten jungen Mann im Zivilstande der Kneip- und Paullkomment das einzige oder auch nur das beste Erziehungsmittel bilde, dürfte doch wohl in Zweifel zu ziehen sein; ließen sich doch vielleicht andre Formen des akademischen Zusammenlebens finden, in denen die männliche Kraft und Gewandtheit in leiblicher wie in seelischer Hinsicht auf edlere Art entfaltet, geübt und gestärkt werden könnten. Denn das läßt sich doch nicht leugnen, daß man auch unter denen, die den Comment „durchaus studirt mit heißem Be-

mühen," hin und wieder einen findet, der trotz alledem gewisse Mängel in seiner Erziehung erkennen läßt.

Mit unsern jungen Damen ist es ein andres Ding. Deren Erziehung ist durchaus vollendet, wenn sie in die Gesellschaft eintreten, und es handelt sich für sie zunächst darum, ihre Jugend zu genießen. Das kostet viel Toiletten, viel schlaflose Nächte und nicht selten auch ein Stück Gesundheit. Aber wieviel Vergnügen giebt es denn, das ganz umsonst und bequem zu haben wäre? Wenn man nur die unerschütterliche Überzeugung hat, daß es wirklich ein Vergnügen sei, dann wird es durch die Opfer, die es erfordert, nur erhöht.

Das weiß jeder, der im Sommer Erholungsreisen macht, wie es unter gebildeten Leuten, denen es ihre Mittel nur irgendwie erlauben, Sitte ist. Die Entbehrungen und Beschwerden, die sie dabei manchmal zu ertragen haben, sind nicht unbedeutend: tagelang in Hitze, Staub und Steinkohlenqualm und bei unablässigem Lärm und Geräusch der verschiedensten Art auf Bahnhöfen und im Eisenbahnwagen zu verweilen und sich zu langweilen und dann, eingekleidet in die fürchterliche Enge primitivster Wohn- und Schlafräume, auf harten Sitzen und in schmalen, kurzen Betten, bei mangelhafter Waschvorrichtung und unter kümmerlicher Ernährung des Leibes für schweres Geld einige Wochen zuzubringen — das ist keine Kleinigkeit für einen Kulturmenschen, der es bei sich zu Hause besser hat. Freilich, wenn ihn dann Gottes freie Natur mit ozonreicher Luft, mit Wald- und Wiesenduft, mit erquicklichen Wanderungen über Berg und Thal für alle jene Opfer entschädigt, dann mögen diese immerhin kein zu hoher Preis sein. Aber kommt es nicht auch manchmal vor, daß einer in seiner Sommerfrische, selbst wenn er das schönste Wetter hat, von jenen Gaben der Natur wenig oder gar keinen Gebrauch macht, sei es, daß ihn körperliche Zustände darin verhindern, oder daß er einfach zu bequem ist? Er sieht sich die Berge lieber von unten an. Oder ist nicht bei manchem die Natur zu Hause ebenso schön, ja noch schöner als an dem Orte, den er zur Sommerfrische wählt? Wozu macht er sich dann alle die Mühe? Er will eben den Genuß einer Sommerfrische haben und läßt sich nicht von dem Glauben abbringen, daß eine solche unter allen Umständen ein Genuß sei, obwohl sich dieser oft erst bei der Heimkehr einstellt, wo mancher mit einem Seufzer der Erleichterung ausruft: Zu Hause ist's doch am besten! Soll es doch sogar Leute geben, die nur, um diesen Genuß zu haben, im Sommer auf Reisen gehen!

Im allgemeinen darf man wohl behaupten, daß auch bei der Reiselust unsrer Tage die Mode ein gewichtiges Wort mitspricht. Es gehört eben auch zu den Kennzeichen der nach Bildung und Besitz maßgebenden Klassen, daß sie Erholungsreisen machen, und wer sich nicht der Gefahr aussetzen will, für außerhalb dieser Klassen stehend angesehen zu werden, der fühlt sich verpflichtet, wenn auch nicht den Winter im Süden, so doch wenigstens im Sommer einige Wochen in den Bergen oder an der See, jedenfalls anderswo als zu Hause zuzubringen, und wenn er in dieser Hinsicht noch Bedenken hegen sollte, so werden diese durch seine bessere Hälfte schnell zerstreut. Denn die Frauen sind ja weit eher geneigt, sich ohne Murren dem Machtgebot der Mode zu unterwerfen. Dafür hüten und pflegen sie auch die Sitte in allen ihren Erscheinungsformen; nur solche schließen sie vielleicht von ihrem Schutze aus, die geeignet sind, den Mann dem Hause zu entfremden, und zu diesen gehört vor allen eine Sitte, die unter dem Namen der Vereinsmeierei bekannt ist und als eine besondere Eigentümlichkeit des deutschen Mannes angesehen wird, weshalb man auch schon behauptet hat, daß, wenn drei Deutsche sich irgendwo zusammenfänden, sie vor allen Dingen einen Verein gründeten. Diese

Leidenschaft hat als Motiv die Vorstellung, daß das menschliche Streben und Handeln am besten mit vereinten Kräften zum Ziele gelange. Mit einer gewissen Einschränkung kann das ja auch als richtig bezeichnet werden. Handelt es sich darum, etwas auszuführen, wozu es verschiedner Fähigkeiten oder Verrichtungen bedarf, dann mag das ja, da die einen in verschiedenem Maße unter die Menschen verteilt sind, und die andern nicht alle von einem einzigen übernommen werden können, am besten dadurch geschehen, daß alle, die durch die eine oder die andre Fähigkeit hervorragen oder zu einer bestimmten Verrichtung geneigt sind, sich zusammenschließen und unter einheitlicher Leitung, jeder an seinem Teil, das gemeinsame Ziel zu erreichen suchen: sie bilden dann einen Organismus, worin jeder als dienendes Glied die ihm zukommende Arbeit thut. Aber wo diese Voraussetzungen nicht zutreffen, da richtet eine einzelne befähigte und kraftvolle Persönlichkeit mehr aus als ein Verein, zumal da ein solcher regelmäßig in der Mehrzahl höchstens aus Durchschnittsgrößen bestehen wird. Dies beruht darauf, daß in geistigen Dingen, um die es sich ja hier allein handelt, nicht die Menge, sondern die Stärke der Kräfte maßgebend ist, ja daß, wie man beobachtet haben will, sogar tüchtige Kräfte, wenn sie vereinigt zu wirken unternehmen, in ihren Äußerungen sich gegenseitig hemmen und lahm legen, so wie es Schillers Epigramm ausspricht:

Jeder, steht man ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig;
Sind sie in corpore, gleich wird euch ein Dummtopf daraus.

Übrigens heißt es ja auch: viele Köche verderben den Brei. Der Gedanke und der Wille sind eben so persönlicher Natur, daß sie vom Einzelnen ausgehen müssen, um ihre Macht zu entfalten, und so bestätigt auch die Erfahrung, daß wahrhaft große und edle Gedanken nie durch Vereinsbeschlüsse, sondern immer nur von Einzelnen geboren und verwirklicht worden sind. Natürlich müssen diese ihre Gemeinde haben, die jene Gedanken aufnimmt und weiter verbreitet, bis sie Gemeingut werden, und wenn das unter anderm in der Form des Vereins geschieht, so läßt sich nichts dagegen sagen. Aber darauf ist es bei einem Verein nicht abgesehen; ein solcher beruht auf republikanischer Grundlage, d. h. jedes Mitglied ist berechtigt, in parlamentarischer Form und Ordnung seine Meinung zu äußern, und es pflegt von diesem Rechte um so mehr Gebrauch zu machen, je mehr es der Redegabe mächtig und darin vielleicht andern, geistig bedeutendern Mitgliedern überlegen ist, gerade um diesen gegenüber einen Vorzug geltend zu machen, den es nach dem Inhalte seiner Reden nicht hat, und das kann für die Zwecke des Vereins nicht förderlich sein. Trotzdem werden auf allen Gebieten des geistigen Lebens, mögen sie der Politik, der Religion, der Wissenschaft oder der Kunst angehören, unermüßlich Vereine gegründet, die ihre Tage abhalten und mit endlosen Reden ausfüllen, ihre Beschlüsse fassen, in denen sie selten unterlassen, irgend etwas „freudig zu begrüßen“ oder etwas anderm „voll und ganz zuzustimmen,“ ihre Vereinszeitschrift herausgeben und — ihre Jubiläen feiern. Oder geschieht das alles vielleicht gerade deshalb, weil so mancher das unbezwingliche Bedürfnis hat, sich reden zu hören oder als leitende Persönlichkeit eine Rolle zu spielen? Dann wäre es von den andern allerdings sehr liebenswürdig, ihm dazu Gelegenheit zu geben, obwohl auch sie meist ihre Rechnung finden werden; denn jedes richtige Vereinsstatut pflegt unter andern den Paragraphen zu enthalten: Jedes Mitglied ist verpflichtet, so viel in seinen Kräften steht, die Verarmung der Bierbrauer zu verhüten, und dieser Zweck läßt sich unzweifelhaft am besten mit vereinten Kräften erreichen.

Doch genug! Wir haben bisher die Narrheit teils im allgemeinen, teils in

einzelnen Erscheinungsformen gewissermaßen von außen betrachtet. Wie man aber, um sich über ein merkwürdiges, verzwicktes Bauwerk zu unterrichten, nicht draußen stehen bleibt, sondern schließlich hineingeht, die Gänge und Winkel durchforscht und prüft, wie sich die Welt von innen gesehen ausnimmt, so empfiehlt es sich, um das Wesen der Narrheit und ihre Bedeutung völlig zu ergründen, auch bei ihr den Standpunkt von innen einzunehmen, d. h. darauf zu achten, wie sich der närrische Mensch selbst zu der Narrheit und der Außenwelt verhält. Da wird man denn gewahr, daß, wie das Sprichwort sagt, jedem Narren seine Kappe gefällt; er hält sie keineswegs für ein unbequemes und auffallendes Kleidungsstück, sondern für ein sehr praktisches und geschmackvolles, und schaut mit tiefem Ernst darunter hervor in die Welt hinein, und gerade das ist es, was ihn eigentlich erst zum Narren macht, und wodurch er, von wenigen Ausnahmen abgesehen, so unwiderstehlich komisch wirkt. Er hat keine Ahnung davon, daß er sich mit der Vernunft irgendwie in Widerspruch setzt, er ist vielmehr der festen Überzeugung, daß gerade das, wodurch er, wie ihm wohl bewußt ist, sich von andern unterscheidet, einen höhern Grad der Anlage oder der Erkenntnis darstelle, auf den er alles Recht habe, stolz zu sein. So sonnt sich der Geizige in dem Gedanken an seine Bedürfnis- und Anspruchslosigkeit, der Modenarr freut sich über seine Richtung aufs Bornehme, der Vereinsmeier ist von der Überzeugung durchdrungen, daß er eine für die Menschheit segensreiche Thätigkeit ausübe, und für den Alpenfex steht es außer Zweifel, daß der Gipfel der Naturbetrachtung und des Naturgenusses auf den höchsten Spitzen der Alpen erreicht werde, wo man nichts als Schnee, Eis, Felsen und Wolken sieht, obwohl man das bequemer haben kann, wenn man sich zur Winterzeit in einer wüsten Gegend aufs freie Feld stellt, nur daß man auf den Schneefedern auch in und über den Wolken steht und dem Himmel bedeutend näher gerückt ist.

Diese Überzeugungstreue des närrischen Menschen übt auf leicht bestimmbare Naturen bisweilen die Wirkung aus, daß er sie mit seiner Narrheit ansteckt; sie denken, was einer so festhält, damit muß es seine Richtigkeit haben, und so geschieht, was das Sprichwort sagt: Ein Narr macht viele Narren.

Daß aber jeder in seiner eignen Narrheit einen Vorzug sieht, um deswillen er sogar geneigt ist, vernünftige Leute zu verachten, beruht offenbar in einem Irrtum über die ihn auszeichnende Willensrichtung, die, mag sie nun in Eitelkeit, Hochmut, Genußsucht oder sonst etwas bestehen, ihn zu einer unvernünftigen und deshalb zweckwidrigen Handlungsweise führt: da er sie selbst für vernünftig hält, so kann sie seiner Meinung nach nur einem großen, edeln Streben entspringen. Er täuscht sich also über sich selbst, indem er sich für besser hält, als er ist, und das ist eine Meinung, von der einer erfahrungsmäßig am schwersten abzubringen ist. Gerade deshalb aber merkt es der närrische Mensch nicht so leicht, daß andre nicht seiner Meinung sind, ihn für einen Narren halten und über ihn lachen, und wenn er es merkt, so pflegt er es gar übel zu nehmen, während er eine Narrheit, die nicht in sein Fach fällt, an andern ohne Mühe erkennt und sich weidlich daran ergeht.

Bisweilen aber mag es dem einen oder dem andern widerfahren, daß ihm der Schleier von den Augen fällt, und er überrascht ausruft: Was bin ich für ein Narr! Dann schämt er sich vielleicht, unwillkürlich muß er aber auch über sich selbst lachen; und wie er sich nun mit allem Ernst daran macht, den verkehrten Kurs zu ändern, dabei aber gewahr wird, welch ein saures Stück Arbeit das ist, fängt er an, seine Mitnarren mit andern Augen anzusehen. Er lacht auch noch über sie, nun aber mit größerm Recht; denn er versteht sie jetzt, er fühlt mit ihnen und ist gewillt, so viel in seinen Kräften steht, ihnen zu helfen.

Diese aus Ernst und Heiterkeit gemischte Stimmung ist das, was man Humor nennt, ein seltsames Wort für diesen Begriff; denn es heißt eigentlich Feuchtigkeit, und es scheint, als solle es den Gegensatz bezeichnen zu der Trockenheit, mit der der Verstandesmensch bloß das erkennt, was in den Bereich seiner fünf Sinne tritt. Der Humorist ist mehr Gefühlsmensch; er sieht weiter und tiefer.

Und wer es dahin gebracht hat, der macht auch noch weitere Entdeckungen. Er wird mit Staunen inne, daß vieles, was als Narrheit angesehen wird, diese Bezeichnung gar nicht verdient, obwohl es der Alltagsvernunft zu widerstreiten scheint. Wann wird wohl der unwillige Ausruf: Ich werde doch kein Narr sein! am häufigsten gehört? Wenn jemandem zugemutet wird, gegen sein eignes Interesse zu handeln, sollte er auch selbst andern dadurch helfen können, also wenn Opfer von ihm gefordert werden. Die Vernunft des praktischen Durchschnittsmenschen reicht eben nicht weiter, als sein Egoismus gehen will. Nach der einen Seite kann er darin allerdings kein Ende finden, nämlich wo es sich um den eignen Besitz und Genuß handelt; um dieses Ziel zu erreichen, wünscht er sich manchmal noch mehr Erleuchtung, als er hat. Wo aber das Wohl der andern in Frage steht, der Volksgenossen, der kommenden Geschlechter, außer etwa soweit zu diesen seine Kinder und Kindeskinde gehören, da geht er nur soweit, als es ihm keine Beschwerde macht, und das ist bald geschehen. Wer weiter gehen will, der ist in seinen Augen ein Narr und wird als solcher von ihm behandelt.

Das haben in alter und neuer Zeit viele erfahren, die mit großem Herzen und erleuchtetem Geiste Gedanken faßten und auszuführen unternahmen, die über den gewohnten Gesichtskreis des persönlichen Interesses hinausgehend, den Keim einer für die Gesamtheit segensreichen Entwicklung in sich bargen. Sie sind von ihrer Zeit nicht verstanden worden. Narren und Schwärmer hat man sie genannt, ausgelacht und auch angefeindet hat man sie, bis eine spätere Zeit, die die Mühsal, mit der jene Gedanken einst durchgebrochen und zur That geworden waren, nicht mehr vor Augen hatte, wohl aber sich an dem Genuß der Früchte erfreute, die in der Sonnenglut des Kampfes und dem Regen des Schimpfs und Spottes ausgezeit waren, die großen Bahnbrecher erkannte und in dankbarer Verehrung würdigen lernte. Ist es da zu verwundern, wenn auch der christliche Glaube und die Umgestaltung, die er in Gesinnung und Wandel des einzelnen Menschen bewirkt, bis zur Stunde unzähligen als eine unbegreifliche Narrheit erscheint? Der Apostel Paulus sagt es selbst: Das Wort vom Kreuz ist eine Narrheit denen, die verloren werden. Aber er sagt auch ein andermal: Da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden. Sie haben aber keine Ahnung davon, und wenn man sich auf ihren Standpunkt stellt, muß man zugeben, daß sie ganz vernünftig denken, wie z. B. jener Landwirt, von dem das Evangelium des Lukas erzählt. Er hatte eine Ernte gemacht, die so reich war, daß er sich genötigt sah, seine Wirtschaftsgebäude zu erweitern, und in der beruhigenden Aussicht, auf lange Zeit von Nahrungsvorgen befreit zu sein, glaubte er sich nunmehr einem ruhigen Lebensgenuß hingeben zu dürfen. Was läßt sich vom vernünftigen Standpunkte aus dagegen einwenden? Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr, diese Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und was wird es sein, das du bereitet hast? Er hatte den Fehler begangen, seine Willenshätigkeit auf die Erscheinungswelt zu beschränken, wie es Faust mit den Worten ausspricht:

Das Drüben kann mich wenig kümmern,
Schlägst du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag darnach entstehen.

Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
 Und diese Sonne scheint meinen Leiden;
 Kann ich mich erst von ihnen scheiden,
 Dann mag, was will und kann, geschehn.

In dieser Gesinnung zu leben und zu sterben — das ist die größte Narrheit.



Die erste Liebe

Von Charlotte Niese

(Fortsetzung)



Es war ein kleines, dürftig möblirtes Zimmer, in das man Ravenstein getragen hatte. In die Wände waren ebenfalls Spiegel eingelassen, die mit halb blinden Augen auf den stillen Gast herablickten.

Rössing hatte eine ganze Weile neben seinem toten Freunde gesessen, obgleich ihm der Tod immer entsetzlich gewesen war. Er hatte lange mit dem alten Sanitätsrat gesprochen, der sich, trotz aller Trauer über diesen Unglücksfall, nicht einer gewissen Befriedigung darüber erwehren konnte, daß seine Prophezeiung, der Baron würde sich noch einmal selbst erschließen, in Erfüllung gegangen war. Nun, wo er doch nichts mehr machen konnte, mußte er endlich weiter zu einem Schwerkranken fahren, und Rössing ging langsam in das anstoßende Zimmer.

Hier saß Neumann, den Kopf in die Hand gestützt, und blickte finster in den Park. Die Schatten des Abends begannen über den Rasen zu fallen, und durch die Bäume ging das leise Rauschen des Windes. Der Besitzer von Fresenhagen war so blaß und verstört, daß ihn der Graf mit Teilnahme betrachtete. Er selbst hatte sein Gleichgewicht noch nicht wieder erlangt, und es berührte ihn angenehm, daß auch der Fremde so erschüttert war.

Ich muß in die Stadt fahren, um die Baronin vorzubereiten, sagte er.

Ein entsetzliches Unglück! murmelte Neumann. Und daß es gerade bei mir geschehen mußte! Meine Pistolen! Was werden die Leute sagen! Ich werde gewiß Unannehmlichkeiten haben!

Unannehmlichkeiten? Der Graf, der sich neben Neumann gesetzt hatte und manchmal leise aufstöhnte, sah ihn fragend an.

Nun ja, hier in Deutschland kommt bei allen solchen Fällen doch sofort das Gericht und steckt seine Nase hinein. Mit diesen Leuten mag ich nichts zu thun haben.

Neumann hatte heftiger gesprochen, als es sonst seine Gewohnheit war; nun stand er auf und ging im Zimmer hin und her. Der Graf sah ihn mit seinen scharfen Augen an und vergaß für einen Augenblick seine Trauer.

Das Gericht wird Ihnen nichts anhaben können, bemerkte er ruhig. Die Herren werden wohl herkommen und sich die traurige Geschichte von uns erzählen lassen; weiter kann aber doch gar nichts geschehen.

Sehr unangenehm! sagte Neumann stehen bleibend, indem er die Augen starr auf einen Punkt heftete.